

## Schmerz in der Dichtung

Axel Hinrich Murken

*„Vom Schmerz:  
Ist er unerträglich, so führt er zum Tode,  
dauert er fort, so läßt er sich ertragen.  
Durch Sammlung in sich selbst bewahrt dabei  
die denkende Seele ihre Heiterkeit, und die  
in uns herrschende Vernunft erleidet keinen Schaden.  
Was die vom Schmerz beschädigten Glieder betrifft,  
so mögen sie, wenn sie können, darüber sprechen.“*

Marc Aurel, Selbstbetrachtungen.

*„Unmittelbar gegeben ist  
uns immer nur der Mangel,  
d. H. der Schmerz. Die Befriedigung  
aber und der Genuß können wir nur  
unmittelbar erkennen, durch  
Erinnerung an das vorhergegangene  
Leiden und Entbehren, welches bei  
seinem Eintritt aufwarte.“*

Arthur Schopenhauer,

### Einleitung

Die Dichtung begleitet seit alten Zeiten die abendländische Kultur und kreist, wie sollte es anders sein, in ihren Themen und Motiven um Leid, Schmerz, Glück und Liebe, Befindlichkeiten, die das Leben des Menschen zwischen Geburt und Tod am meisten prägen. Gerade die Dichter haben sich von der Antike bis zur Gegenwart dabei zutiefst mit dem menschlichen Phänomen des Schmerzes in unendlich vielen Texten in Form von Tragödien, Essays, Gedichten und Epigrammen beschäftigt.

Denn Schmerzen in ihrer breiten Skala an Empfindungen sind nicht nur die ersten unangenehmen Erfahrungen des Menschen, wie Immanuel Kant (1724-1804) in seiner „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ (1798) schrieb, sondern sie bestimmen häufig auch die Wochen und Tage die seinem Sterben vorausgehen.

*„Wie komplex die Mechanismen des Schmerzes sind und wie rätselhaft: die Literatur mit ihrem unerschöpflichen Fundus an dargestellter Welterfahrung beweist es uns zur Genüge. Kein Leiden, das nicht in ihr bewahrt, kein Schmerzerlebnis, das von ihr nicht überliefert worden ist.“*

Siegfried Lenz, über den Schmerz

Von den Epen Homers im 9. Jahrhundert vor Christus ausgehend über das Mittelalter und die Barockzeit zur Epoche der Aufklärung im 18. Jahrhundert bis zur Entfaltung der klinischen Medizin seit 1870. So schließt die Literatur etwa von Shakespeare (1565-1616), Ephraim Lessing (1729-1781), von James Joyce (1882-1941), Franz Kafka (1883-1924), Georg Heym (1887-1912) oder Fernando Pessoa (1888-1935) an die antiken Tragödien an. Der leibseelische Schmerz, das Bewältigen und Ertragen in allen Schattierungen ist immer wieder dargestellt worden.

In diesen dichterischen Beschreibungen und Reflektionen über den Schmerz als dem ständigen Begleiter des menschlichen Daseins sind immer auch Fragen nach den Ursachen, nach dem Wesen und dem Sinn dieser Leiderfahrung gestellt worden. Diese literarischen Darstellungen haben sich stets auch darum bemüht, das Gleichnishafte dieses den Menschen in seiner Existenz so beeinträchtigenden Gefühls, das quälend, behindernd und verletzend ist, zu erfassen.

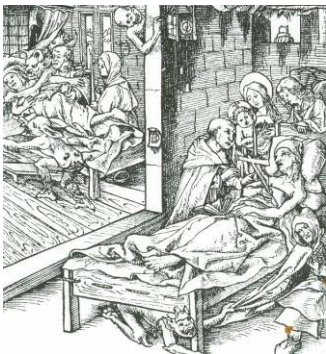
Der Philosoph Voltaire (1694-1778) hat, wie auch später Schopenhauer (1788-1860), den Schmerz als die eigentliche Essenz des menschlichen Lebens betrachtet. In seinem Werk „Über das Gute und Böse in der physischen und moralischen Welt“ (1764) schreibt er sehr deutlich:

*„Ein für den Schmerz fühlloser Mensch wäre also ein ebenso contradictorischer Begriff, als ein unsterblicher Mensch. Das Gefühl des Schmerzes war notwendig, um uns das Gesetz der Selbsterhaltung einzuschärfen und uns soviel angenehme Empfindungen zu verschaffen, als die allgemeinen Gesetze, denen alles unterworfen ist, gestatten.“*

Voltaire, über das Gute und Böse in der physischen und moralischen Welt, 1764

Schopenhauer sieht es noch pointierter, ja drastischer: das Ziel des Lebens ist für ihn Schmerz. Der Schmerz, den Schopenhauer als negativen Pol des Menschsein zum Lebensglück betrachtet, hat sich schon zu Beginn der Geschichte des Abendlandes in den phantasiereichen Mythen und gefühlsstarken Dramen der Griechen fest eingeschrieben. Schon die antiken Künstler bauten den Stoff ihrer Tragödien und Komödien um die Gegensatzpaare Sieg und Niederlage, Liebe und Tod, Glück und Schmerz. So

stellten sie den Liebesgöttern wie Eros und Amor den Todesgott Thanatos gegenüber. Beim Empfinden, Ertragen und Bekämpfen des Schmerzes, das ahnten schon die antiken Dichter ebenso wie die damaligen Ärzte, handelt es sich um einen sehr komplexen leibseelischen Vorgang, der die tiefsten Schichten des Menschseins berührt. Selbst in der Gegenwart, in der die seit drei Jahrzehnten sich entwickelnde naturwissenschaftliche Schmerzforschung die physiologischen Vorgänge weitgehend aufklären konnte, bleibt manches noch geheimnisvoll. Man kann nicht darüber hinweg sehen, dass der Schmerz eben nicht allein eine biologisch-physiologische Schutzfunktion darstellt, welche im Körper, in der Haut und im Nervensystem lebenserhaltend verankert ist, sondern auch ein multifaktorielles Geschehen bedeutet. Als unangenehmes, belästigendes Gefühl kommt er im Bruchteil von Sekunden ins menschliche Bewusstsein, wo der Schmerz zu einer Erfahrung wird, die man mit allen Mitteln bekämpfen will. Nach heutigem Wissensstand um den Schmerz lässt es sich kaum voraussagen und abschätzen, wie das menschliche Individuum bei leibseelischen Gebrechen oder Katastrophen, die ihn quälend treffen, sei es ein Magengeschwür, eine chronische körperliche Verletzung, ein Migräneanfall oder ein tragischer Verlust, jeweils damit umgeht. Man weiß allerdings seit alten Zeiten aus Erfahrung, dass das Bewusstwerden von Schmerzen ebenso wie die Einstellung zum Sterben von kulturellen, sozialen und religiösen Verhältnissen und von genetischen Faktoren beeinflusst wird (Abb. 1).



*Abb. 1:  
D. S.: Zwei Sterbeszenen, um 1510. Blick in zwei  
Schlafkammern, in denen links ein Ungläubiger und  
rechts ein Gläubiger stirbt.*

### Schmerz in der antiken Dichtung

Das Phänomen des Schmerzes in seiner ganzen menschlichen Dimension und in seinen unterschiedlichen Formen des Ausdrucks und Verhaltens vom Körper bis hin zum Seelenschmerz ist bereits in der Tragödiendichtung der alten Griechen zu finden. In der Antike spielt der Schmerz, etwa in der Ilias und Odyssee Homers (um 800 v. Chr.) und den Tragödien der großen Klassiker wie Aischylos (525/4 – 456/5 v. Chr.), Eripides (485/4-407/6 v. Chr.) oder Sophokles (496-406 v. Chr.), in denen sie das Leben und die Taten der Heroen und Titanen vor Augen führen, eine tragende Rolle. In ihnen kommt die Tragik des Menschen zwischen Geburt und Tod und den damit verbundenen schicksalhaften

Zwängen zum Handeln und die Daseinsbewältigung zum Ausdruck. Mit dem Aufblühen des römischen Imperiums wird der Schmerz in der antiken Kultur und Literatur eher ein beiläufiges Motiv. Das Weltbild der sittenstrengen nüchternen Römer ließ die Entfaltung solcher schöpferischen Kräfte und Phantasien weniger zu als die hellenistische Kultur: Tu regere imperio populos, romane, memento (Du denke darauf, die Völker mit deinem Befehl zu leiten Römer!). Dieses volkstümliche Motto hatte wenig Toleranz für Mitleid und Schmerz übrig. Erst mit dem Christentum erfährt der Schmerz in der Personifizierung des christlichen Heilands in sehr ambivalenter Form eine existenzielle Bedeutung: er hat mehr als eine natürliche schützende Reaktion des Körpers aufgrund einer Verwundung oder Erkrankung, bedeutet er nun eine Prüfung, ja eine Auszeichnung Gottes: den existenziellen Test auf Glaubensstärke wie bei Hiob oder wie bei den Märtyrern, die für ihren christlichen Glauben qualvolle Torturen bis zum Opfertod erleiden mussten.

Blickt man zurück, so zeigt sich früh, wie der Mensch das komplizierte und geheimnisvolle Geschehen des Schmerzes in der Dichtung und in der Kunst mit seiner Erfassung in Texten und Bildern, in dem er ihn beschreibt und veröffentlicht, erkennt, bewältigt und moralisch bewertet. Schon die Epen Homers liefern zahlreiche Beispiele, in denen ihre Götter, Heroen und Helden von Schmerzen gequält, alle Konventionen „beiseite“ schieben, in dem sie jammern, schreien, toben und wüten. Diese göttlichen Titanen geben ihren körperlichen ebenso wie ihren seelischen Qualen einen zutiefst menschlichen, pathetischen Ausdruck, wie es ihnen eigentlich nicht würdig ist. Der Schmerz ist ihre Existenz. Der Schmerz ist, das zeigen die antiken Dichter in seiner fast unbeschreiblichen Gefühlsintensität, der Stoff aus dem die Dramen sind.

Noch heute sind die mythischen Charaktergestalten der antiken Götter sprichwörtlich in aller Munde, wenn es um die Beschreibung des Bekämpfens und Ertragens von Schmerz und Leid geht: Herkules, Marsyas, Oedipus, Sisyphus, Philoktetes, Prometheus und Tantalus verkörpern die bekanntesten Figuren, die selbst in ihrer Göttlichkeit die Gefühle des Schmerzes ebenso wenig unterdrücken können wie die von Hass, Begierde, Neid und Liebe. Sie erleiden ihre körperlichen und seelischen Qualen in paradiesischen Gefilden ebenso wie im Schlachtengetümmel, sei es aus Missgeschick, aus Zufall oder durch den „Neid der Götter“ (Herodot). Doch auch wegen Verschulden und Übertretung religiöser Gebote müssen sie Schmerzen als Strafe höherer Mächte hinnehmen. Selbst der stärkste und tapferste aller griechischen Helden, Herakles, der Sohn des göttlichen Zeus und der irdischen Alkmene, muss nach Vollendung seiner zwölf Heldentaten unendlichen Schmerz erleiden, der ihn schließlich zum Freitod treibt (Abb. 2). Sein tragisches Schicksal, das Euripides in einem Trauerspiel dramatisch für die Bühne dargestellt hat, bot immer wieder bis in die Gegenwart Stoff für tragische Dramen.



Abb. 2:  
Die sogenannte Nessos-Amphore, 610 v. Chr. Die schwarzfigurige Vasenmalerei zeigt wie Herakles den Kentauern Nessos mit dem Schwert bedroht. Nessos, der um sein Leben bittet, wird dennoch erbarmungslos von Herakles mit einem vergifteten Pfeil getötet, weil er seiner Gemahlin Deianeira zu nahe gekommen war. Nationalmuseum Athen.

Ursache der Schmerzen dieses so übermächtigen, göttlichen Heros bildete das vergiftete Hemd, das von dem Blut des von ihm getöteten Kentauern Nessos getränkt worden war. Dieses teuflisch verzauberte Kleidungsstück hatte ihm seine Gemahlin Deianeira, ohne um die tödliche Konsequenz zu wissen, als Geschenk überbringen lassen. Es sollte als Liebeszauber dienen und ihn noch fester an Deianeira binden, wie ihr der sterbende Kentauer eingeredet hatte. Doch das völlig Unerwartete trat ein: als er das Hemd anzog, verursachte es ihm unerträgliche brennende Qualen. Obwohl er sich die Kleidung vom Leibe reißen wollte, hatte es sich in seine Haut unlösbar eingefressen. Der Titan krümmte und wehrte sich gegen die Schmerzen mit aller Macht, wie jeder Sterbliche es in seiner Not getan hätte. Nichts lieber wünschte er sich schließlich herbei, nachdem alles nichts half, als den Tod als Erlösung. Der englische Historiker Robert von Ranke-Graves (1895-1985) beschreibt das tragische Ende des Herakles in kurzen Sätzen nach der Tragödie „Die Trachinierinnen“ von Sophokles auf dem Scheiterhaufen.

„Er goß gerade aus einer Schüssel Wein auf den Altar und warf Weihrauch in die Flammen, als er plötzlich einen Schrei ausstieß, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte. Die Hitze hatte das Gift der Hydra im Blut des Nessos aufgelöst, das nun über die Glieder des Herakles floß und sein Fleisch verbrannte. Bald wurde der Schmerz unerträglich und er warf vor Qualen brüllend die Altäre um“.

Robert von Ranke-Graves: The greek myth, London 1955.

Homer, der Herakles schreckliches Ende in der Ilias als warnendes Beispiel erwähnt, lässt nicht selten die Verletzungen und Verwundungen der Helden teilweise sehr detailliert Revue passieren. Auch wenn dabei die kriegerische Gewandtheit und Tapferkeit im Vordergrund steht, wird die Linderung von Wunden, die bluten und peinigern, doch in einigen, wenn auch wenigen Episoden ausführlich beschrieben. So berichtet Homer, als die beiden Militärärzte Machaon und Podaleiros im Gemetzel der

Kämpfe nicht erreichbar sind, wie sich die medizinisch versierten Helden untereinander halfen, um schmerzhafte Verletzungen ihrer Kameraden zu lindern: Als beispielsweise der griechische Krieger Eurypylos, der Herrscher von Ormenion, schwer verletzt wurde, bat er Patroklos: „Wie euch es Achilles (der Schüler des Kentauren Chiron war), gelehrt hat, ihm zu helfen!“

*„Hierauf bettete er ihn und schnitt mit dem Messer, den scharfen,  
stechenden Pfeil aus dem Schenkel und spülte davon mit erwärmten Wasser  
das schwärzliche Blut, zerrieb die bittere Wurzel,  
legte sie auf, die schmerzstillende...?, welche die Schmerzen  
alle bezwang; da versiegte das Blut und vernarbte die Wunde.“*

Homer, Ilias, XI, 843-848

Kein anderer griechischer Held hat für das Erdulden von Schmerzen so sehr die Dichter angeregt, wie Philoktet, der Kampfgefährte des legendären Odysseus (Abb. 3). Sein qualvolles Schicksal, nach dem ihn eine giftige Schlange beim Eindringen in einen heiligen Hain eine schmerzhafte nicht heilen wollende Bisswunde zugefügt hatte, ist von Sophokles über den Dichter und Theologen Johann Gottfried Herder (1744-1803) bis zu dem Dramatiker Heiner Müller (1929-1995) immer wieder zu existenziellen Tragödien verarbeitet worden. Der mutige Kämpfer Philoktet, der einst den Herakles von seinen unendlichen Leiden erlöst hatte, indem er seinem Wunsche folgend, den Flammentod gewährte und dafür den treffsicheren Pfeil und Bogen des Titanen geschenkt bekam, wurde darauf selber hart betroffen. Weil seine Wunde stank, sein Jammern und seine Schwermut seinen Freunden auf der Schiffsfahrt nach Troia unerträglich erschien, setzten sie den völlig erschöpften Helden unter der Führung von Odysseus und Neoptolemos auf der verlassenen Insel Lemnos aus.



Abb. 3:  
Christa Murken: *Der leidende Philoktet*, 2007. Öl  
auf Leinwand, 80 x 100 cm.

*Schlaf, der Schmerzen vergaß,  
Schlaf, der Leiden nicht weiß,  
Nahe mit sanftem Hauch,  
Labe, labe ihn, Mächtiger!  
Banne des Tages Glanz,  
Der sein Auge umfängt,  
Komm' o komme zu heilen!*

Sophokles, *Philoktet*, 828-832, CHORLIED

Der geniale Tragödiendichter Sophokles, dessen Zeitgenossen Aischylos und Euripides ebenfalls von der tragischen Figur des Philoktet zu Dramen angeregt worden sind, hat mit großer Empathie diesen, von seinem chronischen Leiden und von Einsamkeit gezeichneten Helden dargestellt. Er knüpft damit an seine Tragödien wie „Die Trachinierinnen (Die Heimkehr des Herakles)“ und „König Ödipus“ an. Ebenso wie Euripides mit seinen tragischen Schauspielen „Der gefesselte Prometheus“, „Die Orestie: Agamemnon“ oder „Herakles“, ist sein Thema die Tragik des menschlichen Schicksalverlaufes mit seinem extremen Wechsel von Glück in Elend. Aber vor allem in der bis heute immer wieder aufgeführten Tragödie „Philoktetes“ des 85-jährigen Sophokles ist es für alle Zeiten unübertroffen gelungen, dem Schmerz in seiner körperlichen, seelischen und geistigen Dimension menschlichen Ausdruck zu geben, der den Zuschauern buchstäblich ans Herz geht.

Sophokles schildert dramatisch den Leidensweg des Philoktet, von der schmerzenden Verletzung, die kaum heilen will, über die Verstoßung aus den Reihen des Krieges, sein einsames Leben und die Wiederkehr seiner Kameraden, weil er für sie im Kampf um Troia wegen seines treffsicheren Bogens

unverzichtbar ist. Schonungslos lässt der Dichter den verwundeten Helden im Wechsel mit dem Chor der Seeleute des Neoptolemos sein körperliches und seelisches Leiden verzweifelt selbst beschreiben:

*Philoktet: „O Dämon, Dämon! Ich bin verloren! Mein Fuß, mein Fuß!  
Wie soll ich weiterleben mit dir? Fremdlinge, kommt kehret zurück!  
Chor: Was sollen wir tun? Du zeigst dich eben noch anderen Sinnes -  
Philoktet: O zürnet mir nicht,  
wenn ich im Sturm der rasenden Pein  
Widersinniges sage!“*

Sophokles, Philoktet, 1186-1213

Der Held Philoktet, der unbarmherzig aus der Gemeinschaft der griechischen Kämpfer ausgestoßen wurde, wandelt sich trotz seiner qualvollen Schmerzen zum echten Helden als seine Gefährten zurückkehren, um ihn zur Eroberung Troias zurückzuholen: Denn fern aller Zivilisation war es ihm auf der einsamen Insel gelungen, sich Jahre lang durchzuschlagen. Dann will es der Ratsschluss der Götter, dass seine Kameraden nicht auf ihn verzichten sollen und ihn demnach wieder in die Gemeinschaft aufnehmen und rehabilitieren. Erst durch die Erniedrigung kann die Erhebung folgen, erst durch erlittene körperliche Disharmonie können sich Glück und Stolz entfalten.

### Schmerzen als Bestrafung

Die griechische Mythologie und Dichtung kannte jedoch weit schockierendere Beschreibungen von Schmerzen, welche die Aussetzung des Prometheus an Grausamkeit übertreffen. Herodot überliefert in seinen Historien (um 490-425/420 v. Chr.) eine der erschreckensten körperlichen Bestrafungen überhaupt: es handelt sich um das grausame Urteil des Königs Cambyses. Nach der Legende soll der persische Herrscher Cambyses angeordnet haben, seinem unredlichen Richter Sisammes bei lebendigem Leibe die Haut abzuziehen. Er befahl, diesen falschen Juristen auf schreckliche Weise zu Tode zu martern, weil er sich mit Geld zu einem ungerechten Urteil hat verführen lassen. Doch damit nicht genug: Mit seiner abgezogenen Haut sollte anschließend noch der Richterstuhl bespannt werden, auf dem sein Sohn als Nachfolger zu sitzen habe. Diesen unmenschlichen Vollzug eines königlichen Befehls im antiken Persien hat der niederländische Maler Gerard David (etwa 1450 bis 1583) in seinem Urteil „Das Urteil des Cambyses“ zu Beginn der Renaissance, in einem Dyptichon auf naturalistische Weise vor Augen geführt (Abb. 4).



Abb. 4:  
Gerard David:  
Das Urteil des Cambyses, 1510. Groeninge Museum,  
Brügge. Dem unredlichen Richter Sisammes wird auf  
Geheiß des persischen Königs Cambyses bei  
lebendigem Leibe von vier Henkersknechten die Haut  
öffentlich abgezogen. Der Hofstaat schaut dieser  
unmenschlichen Tortur unbeteiligt zu.

Der Maler aus Brügge illustrierte diese schockierende Geschichte mit äußerster Akribie. Was bei dieser Folterszene so sehr entsetzt, ist nicht nur die Genauigkeit der Enthäutung, das schmerzvolle Grimassieren des Verurteilten, sondern auch die seltsame Distanz mit der diese von dem umgebenden Hofstaat verfolgt wird. Diese Legende wirft die bis heute immer wieder gestellte Frage auf, wie es möglich ist, dass Menschen jedes Mitleid ausschalten können, wenn Torturen befohlen und vollzogen werden. Zugleich wird aber bei der hier gezeigten grausamen Bestrafung deutlich, wie sehr der körperliche Schmerz von der Antike bis in die Zeit der Renaissance und darüber hinaus als brutale gesellschaftliche Sanktion zur Strafe und Abschreckung eingesetzt worden ist. Grausame historische Beispiele belegen entsetzliche Urteile wie Verstümmelungen, Blenden oder das Vierteilen. Als aus heutiger Sicht schockierendes Exempel sei hier nur das Urteil über den Rektor der Prager Universität Johannes Jessenius (1566-1621) genannt, den Kaiser Ferdinand II. (1578-1637) zu „verschärftem“ Tod verurteilte. Ihm sollte die Zunge herausgerissen werden, um ihn dann bei lebendigem Leibe zu vierteilen. Im 20. Jahrhundert ließ Franz Kafka (1883-1924) diese Art grausamer Foltermethoden in seine Novelle „In der Strafkolonie“ (1914) metaphorisch in Szene setzen, um die Absurdität menschlicher Verhaltensweisen vor Augen zu führen.

### Der Heilgott Äskulap

#### Helfer in körperlichem Leid und in seelischer Not

Die an Phantasien so reiche Mythologie und Dichtkunst der alten Griechen für die die Tragödien des Sophokles das eindrucksvollste Beispiel darstellen, hält nicht nur schicksalhafte, schockierende Szenarien für ein Publikum bereit, das vor Chaos und Zügellosigkeit gewarnt werden soll. Sie schufen mit dem Heilgott Asklepios auch eine durch und durch positive Lichtgestalt in ihrem Götterhimmel, der

sich über alle Schranken und Rassen hinweg dem Sterblichen zuwenden konnte, besonders, wenn diese von Krankheit, Kummer und Leid geplagt wurden (Abb. 5). Nicht von ungefähr taucht dieser Gott mit seinen Töchtern Hygieia, der Göttin der Gesundheit, und Panakaia, der alles heilenden Göttin, erst in der Klassik am griechischen Götterhimmel auf. Es war das goldene Zeitalter Griechenlands, als der athenische Staatsmann Perikles (500 – 429 v. Chr.) die Künste zum Blühen brachte, die Demokratie stabilisierte und Handel und Handwerk aufgrund einer gnadenlosen Sklavenwirtschaft wohlhabend werden ließ. Homer schildert diesen jungen Gott noch in der Ilias im 8. Jahrhundert als thessalischen König, als Fürst von Triikka, als Vater der Ärzte Podaleiros und Machoron. Erst im 5. Jahrhundert vor Christus wurde ihm religiöse Verehrung als Heilgott in den für ihn geschaffenen Kultorten zu teil. Der griechische Dichter Pindar (518-446 v. Chr.) charakterisierte in seinen Pythischen Oden die kaum überschätzbare Bedeutung des Asklepios.

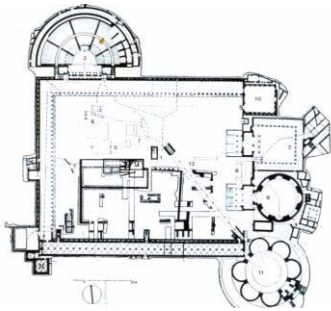


Abb. 5:  
Statuen des Asklepios und seiner Tochter Hygieia,  
2. Jahrhundert nach Christus.  
Archäologisches Museum Rhodos.

*„Alle nun, die kamen, da sie mit  
angeborenen Leiden behaftet waren oder am Körper verwundet vom grauem Erz  
Oder einem von fern geschleuderten Stein.  
Deren Aussehen von der Sommerhitze oder der Winterkälte zugerichtet.  
  
Die befreite er jeweils von ihren verschiedentlichen Schmerzen  
Und ließ sie gehen, indem er die einen mit sanften Zaubersprüchen behandelte.  
Andere Linderndes trinken ließ oder auf ihren Körper überall heilende  
Kräuter legte oder sie durch Schneiden wieder aufrichtete.“*

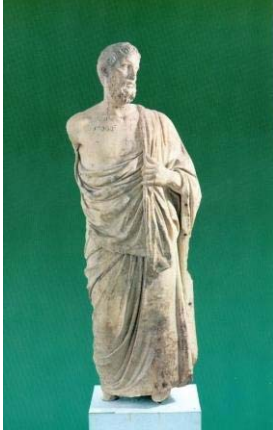
Pindar (522-446 v. Chr.), Dritte Pythische Ode

Mit Asklepios betrat ein Gott der Barmherzigkeit den griechischen Götterhimmel. Er stellte keine furchteinflößende, egozentrische oder aggressive Gottheit dar, sondern er verkörperte wie der Sonnengott Apoll eine heilbringende Gestalt, die den Menschen Mitleid, Zuwendung und vor allem Linderung bei Leid und Schmerzen versprach. Die Orte für sein segenreiches Wirken stellten die Asklepieien dar, die nach und nach im römischen Weltreich entstanden. Es waren die Asklepios-Heiligtümer, die über eine besondere suggestive Aura verfügten, wo der unsichtbare Heilgott in den Liegeräumen den Heilung suchenden Gläubigen ein besseres Befinden und Lebensgefühl zu schenken versprach. In diesen an ausgewählten gesunden Orten angelegten heiligen Gesundheitszentren, modernen Sanatorien nicht unähnlich, wie man sie heute noch in Epidaurus, auf Kos und in Pergamon besichtigen kann, gab es neben Liegeräumen, Brunnen, Hainen und Tempeln auch Theater und Büchereien, die zu einer ganzheitlichen Genesung beitragen sollten (Abb. 6).



*Abb. 6:  
Das Asklepieion von Pergamon. Mit Theater und  
Bibliothek.*

Im Gegensatz zu anderen Göttern fand der Kranke hier alle Voraussetzungen und Gegebenheiten für eine ganzheitliche Therapie. Spirituelle Rituale, Gebet, Opfer und Schlangenkult wurden durch naturheilkundliche Therapien ergänzt: Bäder, Diät, Heilkräuter, Schlafkuren und Meditation lagen in den Händen von erfahrenen, naturheilkundlich geschulten Ärzten. Diese mit den Asklepieien verbundenen Mediziner nannten sich Asklepiaden, Jünger des Äskulap. Aus den Reihen dieser Priesterärzte stammte kein Geringerer als Hippokrates (460-377 v. Chr.), der Vater der modernen Medizin, mit dem naturwissenschaftliches Denken in die Heilkunde einzog. Doch auf das religiöse irrationale Element wurde im Heilplan, auch nachdem sich im 4. Jahrhundert vor Christus die rationale Medizin in Diagnose und Therapie durchgesetzt hatte, nicht verzichtet (Abb. 7).



*Abb. 7:  
Die Statue des sogenannten Hippokrates, 2. Jahrh. v. Christus. Museum Kos. Diese Statue wurde im Theater von Kos gefunden.*

Mit der Begründung der Hippokratischen Medizin erschien dem Mensch die Krankheit nicht mehr als unabänderliches, von höheren Mächten gelenktes Schicksal, dem man sich zu fügen hatte. Denn seitdem waren nicht mehr erzürnte Götter allein verantwortlich für alles Elend. Gebet und Sühneopfer reichten nicht mehr aus, eine Chance zur Heilung zu erreichen, sondern man versuchte, in der Anwendung von realen Heilmitteln und Kuren die eigene Regenerationsfähigkeit des Körpers und der Seele zu stärken und so die Gesundheit wiederherzustellen.

#### Die stoische Lebensauffassung der Römer

##### Die Vernunft soll den Schmerz beherrschen

Die griechische Kultur, ihre Dichtung, Kunst und Philosophie blieb auch für das römische Weltreich beherrschend, als sie Griechenland erobert hatten. Das galt auch für Roms Gesundheitswesen, in welchem griechische Ärzte bis in die späte Kaiserzeit über Galen (121-199), den Arzt aus Pergamon hinaus, den Ton angaben. Doch den Jüngern des Hippokrates und ihrer wissenschaftlich orientierten Medizin standen die Römer eher skeptisch gegenüber, wie es Plinius der Ältere (23-79 n. Chr.), der berühmte Verfasser der „Historia naturalis“, in Worte fasste. Auch ist die römische Götterwelt ernster und sittsamer gegenüber der griechischen. In erster Linie verstanden sich die Römer ebenso als naturverbundene Bauern, tugendhafte Organisatoren und tapfere Soldaten, wie auch als kühne Eroberer.

Um das Lebensgefühl und die Weltanschauung der Römer zu verstehen, muss man auf den griechischen Philosophen Epiktet verweisen, der ursprünglich als Sklave an den römischen Hof Neros kam. Mit ihm und mit Seneca (4 v. Chr. 65 n. Chr.) setzte sich die Philosophie der Stoa in Rom durch.

Eines ihrer Grundelemente, die schon bei dem Theoretiker und Dichter Marcus Tullius Cicero (106-43 v. Chr.) in der Römischen Republik anklingen, ist die Überzeugung, dass der Mensch sich befreien müsse von allen Äußerlichkeiten, um sinnvoll sein Leben gestalten zu können. Das bedeutet, dass Schicksalsschläge mit Gleichmut aufzufangen sind, Lust und Schmerz sollten das Denken und Handeln möglichst nicht beeinflussen. Wenn es um die Gesundheit ging, suchten die Römer den praktisch erfahrenen Mediziner, mehr Handwerker als Theoretiker. Zugleich förderten sie, wie es gerade bei den römischen Cäsaren sehr deutlich geworden ist, die Asklepieien mit ihren spirituellen Heilkulten, wie z.B. auf der griechischen Insel Kos, und sie errichteten in den eroberten Ländern dem Apollo-Granus-geweihten Bade- und Heilstätten für ihre Legionäre.

So wird verständlich, dass im alten Rom Seneca, ein überzeugter Anhänger der stoischen Philosophie, in seinen „moralischen Briefen an Lucilius“ ihm gesundheitliche Ratschläge erteilt, die von psychologischen Überlegungen bestimmt sind, den Schmerz durch geistige Ablenkung und innere Stärke zu unterdrücken. Diese Selbstdisziplinierung, die von Seneca, Günstling und bald Verfolgter Kaiser Neros (37-68 n. Chr.), bei der Bewältigung von Leid und Schmerz angesprochen wird, beruhte auf der Überzeugung der stoischen Philosophie, dass der Geist den Körper beherrschen kann. Was im 20. Jahrhundert als eine suggestive Motivierung und Stimulierung der eigenen Abwehrkräfte, nach der Entdeckung der körpereigenen Glückshormone, der Endorphine, unter dem Motto „Der Arzt in uns selbst“ entdeckt wurde, klingt als bedeutsamer Denkansatz in diesen philosophischen und literarischen Schriften der frühen römischen Kaiserzeit.

Nicht von ungefähr stellten die Stoiker in den Mittelpunkt ihrer philosophischen Schriften die Aufgabe, ihre Schüler und Leser tugendhaft und sittlich zu erziehen. Diese Grundsätze fanden im Wesen der römischen Volksseele große Resonanz und sollten in den Cäsaren Hadrian (117-138) und Mark Aurel (161-180 n. Chr.) ihre höchsten Vertreter finden. In seinen „Selbstbetrachtungen“ hat Mark Aurel seine stoische Gedankenwelt über Menschenliebe, über die Unbeständigkeit des menschlichen Lebens und über das Weltgeschehen aufgezeichnet. Das bedeutete zugleich, sich auch seelischem Leid und körperlichen Erkrankungen gegenüber mit Gleichmut zu wappnen.

Die Dichtung der Römer bestätigt die philosophische Tendenz der Stoiker, den einzelnen zur Disziplinierung und Selbstüberwindung und zur reinen Menschlichkeit zu erziehen: denn von Horaz bis Virgil neigt sie mehr zu verklärenden Helden-Epen und zu einer glorifizierenden Geschichtsschreibung. Es liegt nahe, dass durch die intellektuelle Disziplinierung bei der herrschenden und gebildeten Adels- und Bürgerschicht sowie durch Spiel, Sport und Tanz beim einfachen Volk die dunklen, schmerzvollen Seiten des Lebens leichter überspielt werden sollten. Diese Abgeklärtheit findet ihren drastischen Ausdruck in den aus heutiger Sicht qualvollen Gladiatorenkämpfen. In diesen Spielen, die alle

Volksschichten liebten, ging es um Leben und Tod, denn die Verlierer der Wettkämpfe wurden in den Arenen unter dem Beifall des Publikums erbarmungslos hingerichtet.

Die damaligen medizinischen Therapien sollten im alltäglichen Leben, „sicher, schnell und angenehm“ (tuto, cito et iucunde) sein, wie es der griechische Arzt Asklepiades von Prusa (1. Jahrhundert vor Christus) in Rom propagierte.

Allerdings konnten die Soldaten auf ihren langen ausdauernden Märschen und Kämpfen, die bis nach Schottland im kalten Norden und nach Nordafrika in den heißen Süden führten, bei Verwundungen auf rasche Hilfe durch geschulte Militärärzte rechnen. Sie begleiteten die römischen Legionen und errichteten hinter der Front Verbandsplätze. Auf ganz charakteristische Art und Weise ist das auf dem Relief der Trajanssäule, die das Grab des Kaisers Trajan (893-117) und seiner Frau beherbergt, auf dem Trajansforum in Rom zu erkennen (Abb. 8). Der römische Enzyklopädist und Schriftsteller Aulus Cornelius Celsus (1. Jahrh. n. Chr.) beschreibt in seinem achtbändigen Werk „De re medicina“ das einzige medizinische Lehrbuch in lateinischer Sprache in der Römerzeit, als gebildeter Laie schon sehr detailliert die Merkmale des Schmerzes. Es ist für ihn ein Leitsymptom für die Erhebung der Diagnose und den therapeutischen Erfolg.



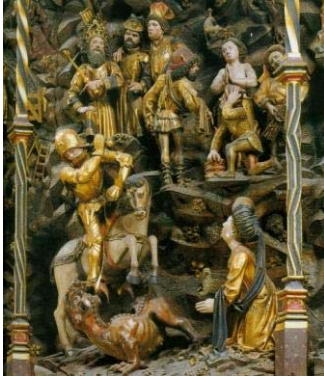
*Abb 8:  
Verwundete Soldaten des römischen Heeres werden aus dem Kampfgetümmel geholt und verbunden. Ausschnitt aus dem Relief auf der Trajanssäule in Rom, das den Sieg der Römer über die Daker darstellt, 113 n. Christus.*

### Der Schmerz gewinnt eine neue Dimension in einer christianisierten Welt

Mit dem Erstarken des Christentums, gegen das sich das Römische Reich lange wehrte, verbreiteten sich die Legenden der Heiligen, die bereit waren, wie Jesus Christus, für ihren Glauben zu sterben. Alle Torturen, die man ihnen zufügte, erlitten sie in der Regel freiwillig bis zum Opfertod. Die von Jacobus de Voragine (1230-1298), dem späteren Erzbischof von Genua, verfasste „Legenda Aurea“ sollte mit den

Lebensberichten von frommen Märtyrern Ende des 13. Jahrhunderts große Verbreitung finden. Damit kam dem Phänomen des Schmerzes in der Nachfolge des christlichen Heilands eine weitere, fast positive Dimension zu: Leid und Pein werden, statt sie stoisch zu verdrängen, gleichsam zu einer göttlichen Auszeichnung, die sie mit christlicher Glaubensstärke und Unerschütterlichkeit in tapferer Haltung bis zur qualvollen Hinrichtung bestanden. Die leidvolle alttestamentarische Prüfung Hiobs, die er aufgrund einer grausamen Wette zwischen Gott und dem Satan ertragen musste, stellt das nachahmenswerte Urgleichnis für christliche Standfestigkeit dar. Noch entschiedener und umfassender wirkt sich aber die Passionsgeschichte des christlichen Heilands selbst auf die Gläubigen aller Gesellschaftsschichten aus. Denn er hat wie kein anderer Sterblicher alle menschlich nur erdenkbaren Qualen und Torturen auf sich genommen, um dem von ihm verkündeten Glauben mit der Hingabe seines jungen Lebens durchzusetzen.

Diese Imitatio Christi gibt den zu Heiligen gewordenen Märtyrern eine transzendente verklärende Aura, die Vorbildcharakter für alle Gläubigen hat. Sie verspricht eine Nähe zu Gott, wie sie auf andere Weise in dieser irdischen Welt nicht zu finden ist. Die Zahl der Frauen und Männer, die für den christlichen Glauben im Mittelalter Askese, Verzicht, Not und Verzweiflung erlitten und Schmerzen als Gnade empfanden, ist nahezu unüberschaubar. Ein anderer Weg, dem Heiland nahe zu sein, waren Kasteiungen und schmerzreiche asketische Exerzizien, wie sie der Adelige Ignatius von Loyola (1491-1556) selber an seinem Leibe ausübte und in seinen „Geistlichen Übungen“ auf ein religiös-dichterisches Niveau hob. Die Heiligen-Legenden, voll von Leid, Schmerzen und Charakterstärke, vom heiligen Antonius bis zur heiligen Ursula, von der heiligen Elisabeth bis zum heiligen Rochus sind im Mittelalter zum Volksgut geworden. So wurde beispielsweise der heilige Georg, Soldat im Heer des Kaisers Diokletian (284-305 n. Chr.), für seinen Glauben unmenschlicher Torturen wie Nägelausreißen oder Rädern unterworfen und schließlich in einen Kessel mit glühendem Blei gesetzt (Abb. 9).



*Abb. 9:  
Meister Arnt: Georgsaltar, um 1484.  
Der Schrein mit den Skulpturen zeigt im Mittelteil den  
Drachenkampf des heiligen Georgs und den Heiligen in  
dem Kessel mit kochendem Blei. St. Nicolai-Kirche,  
Kalkar.*

Der mittelalterliche Mensch neigte dazu, bei allem was ihm widerfuhr, nach moralisch-religiösen, weniger nach natürlich kausalen Zusammenhängen zu suchen. Das übertrug sich auch auf seinen Umgang mit körperlichen und seelischen Schmerzen: Krankheiten wurden sowohl als Herausforderung Gottes wie als Strafe, für die man büßen musste, angesehen. Nicht von ungefähr hat die mittelalterliche Kirche die Geißelung des Leibes mit Ruten, Riemen und Stricken von den Römern als Bußübung übernommen (Abb. 10).



*Abb. 10:  
Darstellung eines Flagellantenzuge im Mittelalters.  
Buchmalerei, 1340.*

Solche rituellen Szenen des schmerzhaften Schlagens und Peitschens des bloßen Oberkörpers entfalteten sich im 14. Jahrhundert zu den Massenbewegungen des Flagellantismus, in dem sich fanatisch fromme Menschen in äußerster Bußbereitschaft unter dem Absingen von Psalmen öffentlich geißelten. Sie wollten damit die kirchlichen Gebote zur Sühne und Buße noch übertreffen.

Erst mit der beginnenden Renaissance sollte sich die Verknüpfung von Krankheit mit Schuld und Strafe allmählich auflösen. Petrarca (1304-1374), Giovanni Boccaccio (1313-1375) und andere Dichter, die den Humanismus einleiteten, wandten sich der Beobachtung der Natur, ihren Rhythmen und Erscheinungen zu, denen auch das Menschsein unterliegt. Sie verwiesen auf die Selbstverantwortung des Menschen, auf die Freiheit individueller Lebensführung. Petrarca's Werk „De remediis utriusque fortunae“ (1360)

stellt die Ratio als Überwinder von Gefühlen wie Freude oder Schmerz dar. Der hier sich ankündigende Wandel, die Schicksalhaftigkeit der menschlichen Existenz zwischen Geburt und Tod, zwischen Leid und Schmerz als ein biologisch-physiologisches Phänomen anzusehen, das rational mit Verständnisstärke zu überwinden ist, vollzog sich parallel mit der Entwicklung der naturwissenschaftlichen Medizin im 17. Jahrhundert.

Mit der Begründung der Anatomie durch den Paduaner Medizinprofessor Andreas Vesal (1514-1564) als medizinisch wissenschaftliche Disziplin im 16. Jahrhundert konnte sich auf diesem festen Boden, frei von jeder Spekulation, die Physiologie, von dem Leibarzt der französischen Könige Jean Fernel (1487-1558) zum ersten Mal 1555 so benannt, seit dem Barock entfalten. Man entdeckte damals den Blutkreislauf im Jahre 1628 durch William Harvey, (1578-1657) und man kam den Funktionen der Nerven durch den Philosophen René Descartes (1596-1650) um 1640 auf die Spur. Bedeutsam war vor allem, dass man durch die Forschungen Descartes lernte, den körperlichen Schmerz vom Seelenschmerz zu trennen, obwohl beide untrennbar miteinander verbunden sind.

In dieser Epoche des Übergangs von der Renaissance zum Barock entstand das dramatische Werk von William Shakespeare (1564-1616), der das ganze Panorama menschlicher Leidenschaften und Leiden bühnenhaft aufbereitete. Die Ambivalenz menschlichen Lebens zwischen Sicherheit und Gefahr, Glück und Unglück, hat er in seinen Tragödien und Komödien verarbeitet. So wird das Lebensglück durch Verrat, Untreue, Mord und Betrug fast ständig mit leibseelischem Schmerz bedroht. In seinen Tragödien „Hamlet“, „Macbeth“, „King Lear“, „Romeo und Julia“ wird die ganze Empfindungs- und Erlebnisskala der Gefühle von Lust und Schmerz zwischen Macht und Ohnmacht ausgebreitet.

Trotz herausgehobener Stellung und damit von besonderem Einfluss sind die tragischen Helden übergeordneten Mächten ausgeliefert, denen sie nicht entfliehen können. Die Palette der detaillierten Beschreibungen reicht von äußerstem Seelenschmerz in Verzweiflung und Zerrissenheit wie beispielsweise bei Hamlet, Macbeth und King Lear bis zu körperlichen Beschwerden und Belastungen, worüber etwa die Amme in Romeo und Julia klagt:

*„Gib Worte deinem Schmerz:  
wenn er nicht laut wird,  
beflüstert er das übervolle Herz  
und heißt es brechen.“*

Shakespeare, Macbeth, 1605/1606

In seinem Trauerspiel „Romeo und Julia“ werden diese beiden Ebenen von seelischem Leid und körperlichem Schmerz nebeneinander hergeführt. Den Kummer um die Unvereinbarkeit von Liebesglück zwischen den beiden tragischen Hauptpersonen begleitet die Amme, die als treue Botin mit allen Kräften vermittelnd Nachrichten hin und her bringt:

*„Herr, wie mir der Kopf wehtut! Was ich für einen Kopf habe!  
Es schlägt nicht anders drin, als ob er in zwanzig Stücke fallen sollte.  
Und mein Rücken, oh mein Rücken! Oh verzeih es euch, daß ihr mich ausgeschickt,  
mit Auf- und Ablaufen mein Leben abzubüssen.“*

Shakespeare, Romeo und Julia, 1595/1596, 2. Akt, 4. Szene

#### Verheerungen und Leid durch die Pest im Mittelalter

Doch Anlass zur literarischen Beschreibung von Schmerz gab das Leben selbst zur Genüge. In Europa wütete die Pest im 14. Jahrhundert. Bis zur Entdeckung ihrer bakteriellen Ursache im Jahr 1894 durch Alexander Yersin (1863-1943) und Shibasaburo Kitasato (1852-1931) stand man dieser gefürchteten Seuche hilflos gegenüber. Der „Schwarze Tod“ hatte schon bei seinem ersten verheerenden Seuchenzug im Jahre 1348 fast ein Drittel der europäischen Bevölkerung ausgelöscht. Besonders die Lungenpest, die gegenüber der anderen Infektionsvariante, wie der Beulenpest, keine Hoffnung auf ein Überleben gab, ließ die Erkrankten unter stechenden Schmerzen sterben (Abb. 11). Die Beschreibung, die der Wiener Prediger Abraham a Santa Clara (1654-1725) in seiner Schrift „Huy und Pfuy der Welt“ von dem Todeskampf der Pestkranken gibt, lässt auf eine sehr genaue Beobachtung der Symptome und der Reaktion der Angehörigen schließen:

*„Hier wütet ach! Die Pest. Die Lufft/davon wir leben/  
schickt/mit erstocktem Giff/der Lungen ihren Todt.  
Die Adern müssen sich der Fieber Hitz ergeben/  
Die aufgetriebne Haut ist/wie Karfunckel/roth/  
Der Freund flieht vor dem Freund/der Vater vor dem Sohn/  
Die fromme Mutter laufft dem liebsten Kind davon“.*

Abram a Santa Clara , „Huy und Pfuy der Welt“, 1703.



Abb. 11:  
Christoph Weigel (1654-1725): Die Pest (1707). Weigel illustrierte die Schrift „Huy und Pfuy der Welt“ (1707) des sprachgewaltigsten christlichen Predigers des 17. Jahrhunderts, Abraham a Santa Clara (1644-1709).

Fast zur gleichen Zeit hat der berühmte englische Schriftsteller Daniel Defoe (1610-1731), der Autor von „Robinson Crusoe“, die große Pestepidemie in London von 1665 als fiktiver Zeitzeuge 1722 beschrieben. Defoe, der im Pestjahr 1665 fünf Jahre alt war, bezieht sich in seiner Schilderung, die er als authentischen Bericht ausgibt, auf Erzählungen seines Onkels Henry Foe, der zu der Zeit eine Sattlerei in London betrieb (Abb. 12). Der Erzähler bleibt trotz aller Warnungen in London und schildert detailliert aus fiktivem Selbsterleben den Ausbruch in seinem Buch „A journal of the plague year: „being observations or memorials, of the most remarkable occurrence, as well public as private, which happened in London during the last great visitation in 1665.“

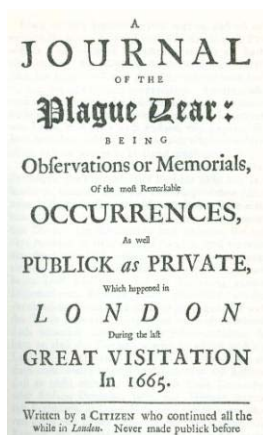


Abb. 12:  
Titelblatt zu: Daniel Defoe: A journal of the plague. London 1722.

*“Es ist kaum glaublich, was Tag für Tag in manchen Familien geschah: Menschen, die durch das Wüten der Pest oder die Schmerzen ihrer Geschwüre, die wirklich unerträglich waren, von Sinnen gerieten, sofften und rasten, oft Hand an sich legten, in dem sie sich aus dem Fenster warfen, sich erschossen, usw....“ (page 112). Mütter, die im Wahnsinn ihre Kinder umbrachten, einige die vor Kummer starben, andere vor Angst und Schrecken, ohne überhaupt angesteckt zu sein, wieder andere wurden vor Angst stumpfsinnig oder verrückt, fielen in Verzweiflung oder Wahnsinn oder wurden schwermütig. Vor allem waren die durch die Beulen verursachten Schmerzen äußerst heftig, ja für manche unerträglich.“*

Daniel Defoe: Journal of the Plague year, 1722

Defoe veröffentlichte diesen ausführlichen Bericht über die Londoner Pestepidemie, die auch nach knapp sechzig Jahren nicht vergessen war, weil der Schwarze Tod damals auf dem Kontinent vor allem in Osteuropa wieder auftrat. Das war auch der Grund, weshalb der preußische König Friedrich Wilhelm I. (1688-1740) in Berlin 1710 als Schutzmaßnahme ein Pesthaus vor den Türen in Spandau errichten ließ, aus dem später die „Charité“, das erste Staatskrankenhaus Preußens hervorging. Dass Defoe das schreckliche Wüten der Pest mit dem körperlichen und seelischen Leid der Infizierten so eindringlich beschreiben konnte, mag wohl auch an seinen eigenen bitteren Lebenserfahrungen gelegen haben, die ihn alle Qualen des Lebens erleiden ließen. So war er 1703 wegen seiner politisch aufrührerischen Pamphlete zum Gefängnis und demütigend zum öffentlichen Pranger an drei Tagen in London verurteilt worden (Abb. 13).



*Abb. 13:  
E. Crowe: Daniel Defoe am Pranger in London, 1703. Der Dichter muß sich nach seiner Verurteilung durch das königliche Gericht in London zu Gefängnisstrafe und Pranger, der körperlich qualvollen und psychischen Demütigung unterziehen. Stahlstich von J. C. Armytage.*

Für die Kultur- und Medizingeschichte des Schmerzes ist es charakteristisch, dass dieses so negative Lebensgefühl seit diesem Zeitalter nicht mehr als ein unabdingbares Element des Lebens angesehen wurde, das man zu ertragen hatte, weil man im Grunde nichts dagegen ausrichten konnte. Nachdem der schon erwähnte René Descartes den Schmerz als eine nervale Reizleitung im physiologischen System beschrieben hatte, sollte der Mediziner Albrecht von Haller (1708-1777), der sich später als Barockdichter mit seinen „Alpengedichten“ einen Namen machte, dann hundert Jahre später aufgrund experimenteller Versuche die Haupteigenschaft der Nerven als „sensibel“ und die der Muskeln als „reizbar“ beschreiben (Abb. 14).

Kein Geringerer als Johann Gottfried Herder (1744-1803) greift die Forschungen Albrecht von Hallers und des Arztes Johann August Unzer (1727-1799) über die Sensibilität und Irrabilität in seiner Schrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele“ (1778) auf. Unzer war es, der klarer noch als der Göttinger Medizinprofessor von Haller zwischen zwei Arten von Nervenempfindlichkeiten unterschied: 1. der einfachen, die reflexartige Abwehrbewegungen der Muskeln auslöst, und 2. der komplexen, mit ihren Auswirkungen auf das Gehirn, wo der Schmerz bewusst und reflektiert erlebt wird. Die Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der Physiologie des Schmerzes förderte die wissenschaftliche Suche nach wirksamen medizinischen Therapien.



Abb. 14:  
Albrecht von Haller: Sein Portrait und die Titelseite seines Gedichtbandes „Versuch schweizerischer Gedichte“. 11. Auflage, Bern 1777. Er quittierte seinen medizinischen Lehrstuhl an der Universität Göttingen 1755 und widmete sich als Archivar in Bern seinen Dichtungen.

Damals wurde deutlicher denn je, dass die einfache Nervenreaktionen in den Hautoberflächen, in den Schleimhäuten und inneren Organen, die zu automatischen Abwehrreflexen in der Muskulatur führen, im Gehirn bewusst verarbeitet werden. Wie sehr dieses neue Wissen um die Physiologie des Nervensystems die kulturelle Entwicklung des 18. Jahrhunderts mitprägte, beweist die Tatsache, dass sie vom medizinischen Milieu in die Literatur gelangte. Friedrich von Schiller (1759-1805), der gelehrte Mediziner und Bewunderer Albrecht von Hallers hatte sich früh mit der Theorie des Schmerzgefühls befasst. In seiner Dissertation, die er 1780 zum Abschluss seines medizinischen Studiums in Stuttgart vorlegte, führt er differenziert aus: „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen und seiner geistigen“.

*„Ferner, da der Körper allen Folgen der Zusammensetzung unterworfen, und im Kreis der um ihn wirkenden Dinge unzähligen feindlichen Wirkungen bloßgestellt ist, so mußte es in der Gewalt der Seele stehen, ihn wider den schädlichen Einfluß dieser letzteren zu beschützen und ihn mit der physischen Welt in diejenigen Verhältnisse zu bringen, die seiner Fortdauer am zuträglichsten sind; sie mußte daher von dem gegenwärtigen schlimmen oder guten Zustand ihrer Organe unterrichtet werden, sie mußte aus seinem schlimmen Zustand Mißvergnügen, aus seinem Wohlstand Vergnügen schöpfen, um ihn entweder zu verlängern oder zu entfernen, zu suchen oder zu fliehen. Hier also wird schon der Organismus an das Empfindungsvermögen gleichsam angeknüpft und die Seele an das Interesse ihres Körpers gezogen.“*

Friedrich von Schiller, 1780

Man erklärte sich die Schmerzempfindungen um 1780, wie es Schillers Erläuterungen plausibel darlegen, so: Die äußeren Reize, die auf den Körper einwirken, beeinflussen die inneren Reize des Seelenlebens. Diesen äußeren Einwirkungen hat das seelische Bewusstsein aus Selbsterhaltung zu widerstehen. Schiller musste selbst bald aufgrund seines chronischen Lungenleidens, dem er mit 46 Jahren erlag, die eigenen Schmerzattacken mit eisernem Willen unterdrücken lernen. Er schrieb trotz seines schweren Leidens unermüdlich, nur kurz sich Erholungsphasen im Bett gönnend, das neben seinem Schreibtisch stand. Wie schnell die neuen Erkenntnisse neu bedacht in die Literatur eingingen, zeigt der deutsche Romantiker Friedrich von Hardenberg (1772-1801). Er, der sich Novalis nannte, hatte als Student in Jena die Vorlesungen Friedrich Schillers besucht. Dessen Gedanken griff dieser vielseitig gebildete Dichter in seinem Rahmenfragment „Heinrich von Ofterdingen auf“, um seine Gedanken über Natur und Geist, Dichtung und Religion darzulegen. So heißt es dort beispielsweise:

*„Aber es gibt auch düstere und ernste und entsetzliche Umwölkungen, in denen alle Schrecken der alten Nacht zu drohen scheinen... Es sind Nachhalle der alten unmenschlichen Natur, aber auch weckende Stimmen der hohen Natur, des himmlischen Gewissens in uns. Das Sterbliche dröhnt in seinen Grundfesten, aber das Unsterbliche fängt selber zu leuchten an und erkennt sich selbst. Wann wird es doch“ sagte Heinrich, gar keiner Schrecken, keiner Schmerzen, keiner Not und keines Übels mehr im Weltall bedürfen?“ Wenn es nur eine Kraft gibt, die Kraft des Gewissens.“*

Novalis, Heinrich von Ofterdingen, 1802

Auch Herder sowie Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781) haben sich intensiv damit beschäftigt, wie weit die Dichtung, Drama und Erzählung dem Schmerz Ausdruck geben soll. Dabei bezogen sie sich dezidiert auf die antiken Tragödien. So hat Herder das Drama von Sophokles „Philoktet“ nachgedichtet:

*„Ja ich kenne dich Armer, dem ersten Blicke verräthst du,  
leidender Philoktet, deinen inwendigen Schmerz.  
Wie sich das Haar ihm sträubt! Wie von der Scheitel die Locke  
wilde verwirret fällt! auch in der Farbe noch wild.  
Und voll Furcht des Grams umkleidet dürre die Haut ihn,  
trocken, als fühltest du selber im Blicke sie hart.  
Sieh und im düstern Auge, da hangen geronnene Thränen  
starrend, sie zeigen ach! – seinen unendlichen Schmerz“*

Herder, Philoktet, 1778.

#### Personal Nature

#### Die Frage nach der Selbstbestimmung des Menschen

#### Die Moderne im 19. und 20. Jahrhundert

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert entfaltete sich in Nordamerika infolge des Unabhängigkeitskrieges (1861-1865) eine Literatur, die sich mit Vorliebe dem Themenspektrum von Natur und Zivilisation, Individuum und Gesellschaft und den damit verbundenen Fragen von Gut und Böse widmete. Ralph Waldo Emerson (1805-1882), Henry David Thoreau (1817-1862), Hermann Melville (1819-1891) und Walt Whitman (1819-1892) sind die Vertreter dieser Dichtung, die sich auch mit den Grenzbereichen von Leben und Tod auseinandersetzten. Der amerikanische Dichter Walt Whitman kreiste in seinem Gedichtszyklus „Leaves of Grass“, der seit 1855 immer wieder neue Auflagen erlebte, um den Mitmenschen, um die irdische und kosmische Natur und stellte dabei seine eigene „personal nature“ heraus. Seine zeitweilig im Krieg als Krankenpfleger gemachten Erfahrungen haben in seinem poetischen Hauptwerk ihren Niederschlag in dem Kapitel „The Wound-Dresser“ gefunden, wo er das grausame Sterben junger Soldaten beschrieb.

„On, on I go (open doors of time! open hospital doors!)  
The crush'd head I dress, (poor crazed hand tear not the bandage away,)  
The neck of the cavalry-man with the bullet through and through I examine  
Hard the breathing rattles, quite glazed already the eye, yet life struggles hard,  
(Come sweet death ! be persuaded O beautiful death! In mercy come quickly.)

From the stump of the arm, the amputated hand,  
I undo the clotted lint, remove the slough, wash off the matter and blood,  
Back on his pillow the soldier bends with curv'd neck and sidefalling head,  
His eyes are closed, his face is pale, he dares not look on the bloody stump,  
And has not yet look'd on it.

I dress a wound in the side, deep, deep,  
But a day or two more, for see the frame all wasted and sinking,  
And the yellow-blue countenance see.

I dress the perforated shoulder, the foot with the bullet-wound,  
Cleanse the one with a gnawing and putrid gangrene, so sickening, so offensive,  
While the attendant stands behind aside me holding the tray and pail.

I am faithful, I do not give out,  
The fractur'd thigh, the knee, the wound in the abdomen,  
These and more I dress with impassive hand, (yet deep in my breast a fire, a burning flame.)

Walt Whitman, Leaves of grass, New York 1991, page 243.

Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts setzte sich besonders im deutschsprachigen Raum der Expressionismus durch, der eine visionäre Bildhaftigkeit entfaltete. Seine Dichter bevorzugten eine von revolutionärer Emphase bestimmte Ausdrucksweise, die körperliche und seelische Ekstase in Szene gesetzt hat. Das Individuum in diesen lyrischen und poetischen Texten strebt nach Gemeinschaft, brüderlicher und schwesterlicher Liebe und nach kosmischer Transzendenz. Die Dichter wie auch die Künstler wenden sich dem Dämonischen, dem Apokalyptischen zu, indem sie den Krieg und die Pest

personifizieren, all jenen Phänomenen die Elend, Leid, Schmerz und Tod mit sich bringen und zur Zerrissenheit führen.

Sie scheinen diese schrecklichen Elemente des menschlichen Lebens in schwermütigen, aber auch anklagenden Versen und Novellen bannen zu wollen, indem sie sozusagen den Teufel an die Wand malen. Einer der genialsten Vertreter neben dem gleichaltrigen Lyriker Georg Trakl (1887-1919) war der schon mit 25 Jahren tödlich verunglückte Georg Heym (187-1912). Seine Gedichte handeln mit Vorliebe von Dämonen, von Schatten, von Krieg und Tod, von Verzweiflung und Selbstmord oder von Pest und Gefangensein. Das heißt: Angst, Einsamkeit, Furcht durchziehen Lyrik und Prosa von Georg Heym, die alle Schattierungen der menschlichen Hinfälligkeit beschreiben. Mit großer Realistik führt er in seiner Novelle „Jonathan“ den Kummer und die Schmerzen eines Matrosen vor Augen, der mit gebrochenen Beinen einsam, eingeschlossen von weißen Mauern im Krankenhaus liegt. Heym dramatisiert in seiner Erzählung, wie der fortschreitende Verlauf der Erkrankung und die kalte, mitleidslose klinische Atmosphäre den Kranken in den Wahn treiben. Die von den Ärzten zur Ruhe verordnete Isolierung macht ihn zum elenden Gefangenen seines Krankenzimmers.

*„Der kleine Jonathan lag schon den dritten Tag in der entsetzlichen Einsamkeit seiner Krankstube. Schon den dritten Tag und die Stunden liefen immer langsamer und langsamer. Wenn er die Augen zumachte, hörte er sie langsam an den Wänden herabsickern wie einen ewigen Fall langsamer Tropfen in einem dunklen Kellerloch.*

*Da ihm beide Beine in dicken Schienen lagen, so konnte er sich kaum rühren, und wenn die Schmerzen aus seinen gebrochenen Knien langsam an ihm herauf krochen, hatte er niemand, an dem er sich festhalten konnte, keine Hand, keinen Trost, kein zärtliches Wort. Wenn er nach der Schwester klingelte, kam sie herein, mürrisch, langsam, verdrossen. Als sie ihn über seine Schmerzen klagte hörte, verbat sie sich diese unnütze Nörgelei.*

*Er hatte sich im Bette halb aufgehoben. Er stützte sich auf die Hände. Er hielt den Atem vor Schmerzen an, er sog ihn in sich hinein. Und dann, dann brüllte er aus voller Kehle ein furchtbares Uuuu Aaaa“.*

Georg Heym, Jonathan, 1908.

Noch metaphorischer hat der Dichter Franz Kafka (1883-1924) wie kein anderer die Schattenseiten des Menschseins angesichts seiner düsteren Weltbetrachtung geschildert: Das irdische Leben sah er gleichsam als ein Jammertal, voll von Elend und Einsamkeit, Krankheit und Qual. Es ist kein Wunder, dass sein Werk mit seinen surrealen Geschichten erst dreißig Jahre nach seinem Tod in der

Nachkriegszeit entdeckt, besprochen und zur Pflichtlektüre in den Schulen gemacht wurde. Die Menschen, die den Zweiten Weltkrieg überlebt hatten, waren durch die schrecklichen Erfahrungen und Erlebnisse, die die Brutalität und Unmenschlichkeit des verbrecherischen Regimes des Nationalsozialismus hellhöriger und aufnahmebereiter für die Kafkaesche Welt der Verwandlungen, Verletzungen und Wunden geworden (Abb. 15). In seinen Novellen klingen die Grundmotive seines Werkes an, in dem seine Figuren fassungslos der Gewalt, dem Unrecht und den Verletzungen gegenüberstehen. In der Erzählung „Der Landarzt“, die er unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg veröffentlichte, wird die „Wunde“ eines kranken bettlägerigen Jungen zur Metapher für das Menschsein. Dieser melancholische Dichter, der selber an einem Lungenleiden lange litt und mit 41 Jahren daran starb, vermischt auf makabre Weise die reale nachvollziehbare Beschreibung der Wunde mit ekelhaften visionären Erscheinungen der Zersetzung.

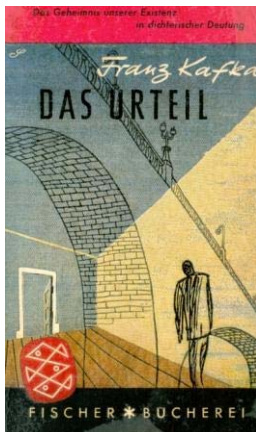


Abb. 15:  
Franz Kafka: *Das Urteil und andere Erzählungen*.  
Frankfurt am Main 1952. Umschlagbild von Gerhard C. Schulz.

„... und nun finde ich:

*ja, der Junge ist krank. In seiner rechten Seite, in der Hüftgegend hat sich eine handtellergroße Wunde aufgetan. Rosa, in vielen Schattierungen, dunkel in der Tiefe, hell werdend zu den Rändern, zartkörnig, mit ungleichmäßig sich aufsammelnden Blut, offen wie ein Bergwerk obertags. In der Nähe zeigt sich noch eine Erschwerung. Wer kann das ansehen ohne leise zu pfeifen? Würmer an Stärke und Länge meinem kleinen Finger gleich, rosig aus eigenem und außerdem blutbespritzt, winden sich im Inneren der Wunde festgehalten, mit weißen Köpfchen, mit vielen Beinen ans Licht!*

Franz Kafka, *Ein Landarzt*, 1919.

Anfangs die Wunde noch medizinisch korrekt beschreibend, geht die Befunderhebung bald ins Irrationale. Dem Arzt bleibt zum Schluss nur noch die hilflose Feststellung übrig: *„Mein Junge, dir ist nicht zu helfen. Ich habe deine große Wunde aufgebunden; an dieser Blume an deiner Seite gehst du zugrunde“*. Die Trostlosigkeit, mit der Kafka die ausweglose Situation des kranken Jungen durch den Mund des Arztes feststellen lässt, wird dann noch von dem Patienten selbst unterstrichen: *„Ach ich muß wohl. Immer muß ich mich begnügen. Mit einer schönen Wunde kam ich auf die Welt: das war meine ganze Ausstattung.“*

Kafka führt den Leser mit einer naturalistisch morbiden Sprache in eine Abscheu erregende phantastische Welt, die von körperlichem und seelischem Elend gezeichnet ist. Auch viele seiner anderen zu Lebzeiten veröffentlichten Erzählungen, wie „Das Urteil“, „Die Verwandlung“, „In der Strafkolonie“ oder „Ein Hungerkünstler“ sind düstere Gleichnisse des Weltschmerzes. Sie bekommen fast eine weltanschaulich religiöse Dimension, die den Leser trotz der dichterischen Distanz, mit der das Unheil beschrieben wird, zur Anteilnahme verführen und zur Umkehr aufrufen.

Von noch größerer Drastik, ja von fast visionärer Grausamkeit ist die Beschreibung von Qualen in der Erzählung „In der Strafkolonie“. Um die Gestalt eines neugierigen „Reisenden“ herum entwickelt er phantasiereich eine komplizierte, juristisch sanktionierte Foltermaschine, die dem Verurteilten das verkündete Urteil buchstäblich während einer zwölfstündigen mörderischen Tortur in die Haut ritzt.

*„Hier die Zacken am Rande der Egge reißen dann beim weiteren Umwälzen des Körpers die Watte von den Wunden, schleudern sie in die Grube, und die Egge hat wieder Arbeit. So schreibt sie immer wieder die zwölf Stunden lang. Die ersten sechs Stunden lebt der Verurteilte fast wie früher, er leidet nur Schmerzen. Nach zwei Stunden wird der Filz entfernt, denn der Mann hat keine Kraft zum schreien mehr.“*

Franz Kafka: In der Strafkolonie. 1916

Die grausame Darstellung dieser hochentwickelten Exekutionsmaschine und ihrer Anwendung, die Kafka während des Ersten Weltkriegs 1916 verfasste, erscheint rückschauend wie eine visionäre Ahnung des Schreckensregimes des Dritten Reiches. Sie erinnert darüber hinaus aber auch an die anfangs zitierte Legende „Das Urteil des Cambyses“ mit ihrer Enthütung des unredlichen Richters bei lebendigem Leibe. Denn bei Kafka legt sich letzten Endes der Offizier, der das Urteil vollstrecken soll, um ihre schmerzvolle mörderische Maschinerie zu demonstrieren, selbst unter die Mordmaschine und wird dabei elendig umgebracht. Der erzählende Reisende, der alles so haargenau aus eigenem

Augenschein berichtet, greift, obwohl entsetzt, nicht ein, um den mörderischen menschenverachtenden Vorgang zu stoppen.

Man muss diese wie auch andere schrecklichen Geschichten Kafkas als eine Parabel sehen, die den Leser in ihren schockierenden Konsequenzen zur Besinnung aufruft. Der selbst an einer Lungentuberkulose schwer körperlich und seelisch leidende Dichter, der all das nicht bekam, was Lebensglück bedeutet, wie Gesundheit, Familie, Heimat oder Sesshaftigkeit, erzählt von Leid und Schmerz fast wie ein Anatom mit seinem Sezierbesteck. Dabei handelt es sich um alles andere als eine Verherrlichung des Schmerzes als den Prüfstein für Tapferkeit, männliche Tugend oder Standfestigkeit wie bei dem deutschen Dichter Ernst Jünger (1895-1998). Die absolute Trostlosigkeit ist für Kafka mit dem leibseelischen Schmerz verbunden. Sie steht als zentrale Metapher in seinem dichterischen Werk für das Menschsein überhaupt.

Einen ganz anderen Weg beschritt James Joyce (1882-1941) in „Stephen Hero“, einem nachgelassenen Manuskript, in dem er sehr einfühlsam darstellt, wie die Apathie und das Leid, das mit dem langsamen Sterben verbunden ist, Lebenszweifel schon in jungen Jahren heraufbeschwören können: eine unheilbare Erkrankung wird für den Patienten wie auch die Angehörigen zu einer unglaublich leidvollen Last. Die kleine Schwester von Stephen siecht im Kreis der Familie zwischen Teilnahmslosigkeit und Jammer dahin. Ihr hoffnungsloses Leiden wird im Miterleben ihres Bruders zum Spiegelbild seiner eigenen Existenz: *„Die Friedhöfe enthüllten ihm ihre wirkungslosen Berichte, Berichte vom Leben all derer die bereitwillig oder widerwillig eine offensichtliche Gottheit angenommen hatten. Die Vision all dieses Versagens und die noch kläglichere Vision kongenitalen Lebens, die zwischen Gähnen und Heulen vorausschritten, drängten ihn zum Bösen“.* (James Joyce, Stephen Hero.)

### Die Nachkriegszeit

Es ist ein interessantes Phänomen, dass in der ausklingenden Nachkriegszeit mehr und mehr Selbstbiographien von chronisch Kranken, die an Aids, Krebs oder Leukämie unheilbar erliden, erscheinen: Beispielhaft dafür seien genannt: Audre Lorde: „The cancer journals“, London 1980, Paul Monette: „Borrowed time: An aids memoir.“, New York 1988, Maxie Wander: „Leben wäre eine prima Alternative“, Darmstadt 1980 oder Harold Brodkey: „This wild darkness.“ New York 1996. Sie beschreiben den allmählichen, mit Schmerz und Qualen begleiteten Verfall des Körpers, aber zugleich auch ihr seelisch geistiges Aufbäumen dagegen. Angesichts des nahen Endes entfalten sie eine unglaubliche Kreativität, die die Schmerzen und die Furcht zu überwinden vermag, wie es charakteristisch in den Tagebuchblättern und Briefen Maxie Wanders (1933-1977) zum Ausdruck kommt.

*„Wir wollen aber nicht traurig sein! Manchmal glaube ich nicht mehr daran, dass ich wieder gesund werde. Die Ärzte werden seit vielen Wochen mit dem Fieber nicht mehr fertig. Große Schwäche, Schmerzen, Übelkeit – nichts wird besser. Trotzdem darf ich morgen für einige Tage nach Hause...“*

Maxie Wander: Leben wäre eine prima Alternative. Darmstadt 1980, page 224.

Lässt man noch einmal den hier skizzierten Überblick zum Schmerz in der Literatur Revue passieren, so wird deutlich, dass mit der Aufklärung seine Symptomatik vor dem Hintergrund der Entfaltung der naturwissenschaftlich begründeten Medizin eine andere Bedeutungsebene bekommt. Der körperliche und seelische Schmerz wird immer weniger vor dem Hintergrund von Sünde oder Strafe gesehen. Stattdessen untersucht man dieses Phänomen rational mit den Mitteln der Naturwissenschaft und ihrem Rüstzeug, dem Messen, Zählen und Wägen und dem Experimentieren. Mit der Einführung der Methoden der Anästhesie seit der Entdeckung des Lachgases (1846) und des Äthers (1847) und der Entwicklung von Schmerz lindernden Medikamenten, wie Morphin, das Friedrich Wilhelm Sertürner (1783-1841) 1806 aus dem Opium gewann, bis zu den synthetisch hergestellten Analgetika, wie etwa dem Aspirin 1898, wird der Schmerz zunehmend als ein medizinisches Syndrom gesehen. Immer genauere Dosierung von Anästhetika und Analgetika ließen eine ständig verbesserte Schmerztherapie zu. Dies führte dann schließlich konsequent zu den Schmerzkliniken und -ambulanzen Ende des 20. Jahrhunderts. Damit haben sich aber auch erfolgreich therapeutische Möglichkeiten zur Bekämpfung des Schmerzes entfaltet, den der moderne Mensch zunehmend als Behinderung empfindet. So schreibt die Schriftstellerin Isabelle Azoulay in ihrem Essayband „Schmerz“:

*„Die Unterdrückung des Schmerzes ist zu einem moralischen Anspruch geworden. Erst die Beseitigung der Schmerzen gibt dem Kranken, in welchem Stadium sich auch immer der Prozeß seines Leidens befindet, die Würde zurück. Mit dem Schmerz lebt man nie in Frieden. Denn er richtet sich immer gegen denjenigen, der ihn erleidet, selbst dann, wenn dieser bemüht ist, einen versöhnlichen Weg mit dem Schmerz zu finden, und irgendwie versucht, ihn zu akzeptieren. Der Schmerz bleibt auch dann eine grenzenlose Ungerechtigkeit, etwas Skandalöses, das sich in unserem Innern breitmacht.“*

Isabelle Azouley, 2000.

## Resumée

Was nützt es, den Schmerz literarisch darzustellen? Welchen Gewinn kann der Leser aus einer Lektüre ziehen, die mehr verspricht als Unterhaltung und voyeuristische Anteilnahme an den Qualen von Anderen? Sicher kann man annehmen, dass die Beschreibung und Reflektionen des komplexen Gefühlsgeflechtes von Schmerz wesentlich dazu beigetragen hat, seine Gründe und sein Wesen zu erschließen sowie seine leibseelischen Abgründe auszuloten. Dabei kommt den dichterischen Ausdeutungen des den Menschen in all seinen Seinsschichten erfassenden Schmerzes in den verschiedenen Kulturepochen entsprechend ihrem Zeitgeist, ihrer Sozialisation und ihrer Heilkunde eine unterschiedliche Gewichtung zu.

In der antiken Tragödie hat man den Schmerz als Sinnbild des Unberechenbaren, von höheren Mächten bestimmten Schicksals gesehen, in der Moderne bei Georg Heym oder Franz Kafka erscheint er als ein Grundübel menschlichen Daseins. Im Mittelalter wurde er noch als ein von Gott auferlegter Prüfstein auserwählter Menschen gedeutet. Schließlich beginnt man, ihn im 20. Jahrhundert als die Bestätigung eines gottlosen Schicksalsweges zu betrachten, als Leitsymptom für irdisches Leid schlechthin. Andererseits hat uns Novalis vor Augen geführt, dass mit dem üblen Zustand, in den der Schmerz Körper und Geist lähmend versetzt, auch eine bedeutsame Möglichkeit entfalten kann, existenzielle Erkenntnisse zu gewinnen: „*Unsere Krankheiten sind alle Phänomene einer erhöhten Sensation die in höhere Kräfte übergehen will*“ (Novalis).

Aber trotz all dieser Überlegungen, im Schmerz ein positives Lebenselement zu sehen, wird mit den wachsenden Erfolgen der Schmerzforschung dieses so negative Gefühlserlebnis nicht mehr die gleiche Bedeutung wie in früheren Zeiten haben. Sein metaphorischer und symbolischer Wert in der Dichtung wird sich sicherlich wandeln. Trotzdem ist es sinnvoll, sich dem von Natur dem Menschen gegebenem Schmerz im Spiegel der abendländischen Literatur- und Kulturgeschichte in Erinnerung zu rufen und mit dem Heute vergleichend zu betrachten. Dabei darf man natürlich die erfolgreichen therapeutischen Möglichkeiten der High-Tech-Medizin nicht aus dem Auge lassen. Längst scheinen diese erfolgreichen Forschungen zur Schmerzbekämpfung noch nicht ausgeschöpft und am Ende zu sein. Der Optimismus der medizinischen Wissenschaftler, der in der Einleitung zum Sammelband „9<sup>th</sup> World Congress on Pain“ in Venedig 1999 so euphorisch zum Ausdruck gebracht wurde, wird wohl zukünftig die Dichter der Postmoderne erneut anregen, um sich mit dem Phänomen des Schmerzes auseinanderzusetzen.

*“Perhaps the most important new trend in clinical research evident in Vienna is the spirit of rationalism that is rapidly entering pain medicine. In the past, we have based our actions too much on historical authority and wishful thinking. In the future, pain medicine must be based on solid evidence.”*

Progress in pain, research in pain and management. Volume 16. Seattle 2000.

Literaturauswahl

- Azoulay, Isabelle: Schmerz. Die Entzauberung eines Mythos. Berlin 2000
- Borgards, Roland: Poetik des Schmerzes. Physiologie und Literatur. Von Brokes bis Büchner. München 2007.
- Darwin, Charles: The expression of emotions in man and animals. London 1872.
- Defoe, Daniel: A journal of the plague year. Ed. with an introduction and Notes by Cynthia Wall. Penguin Classics. London 2003
- Devor, Marshall,  
Michael C. Rowbotham  
and Zsuzsanna Wiesenfeld-  
Hallin (eds.): Proceedings of the 9<sup>th</sup> World Congress of Pain. Progress in pain research and management. Volume 16. Seattle 2000.
- Frank, Arthur W.: The wounded storyteller: Body, illness and ethics. Chicago and London 1997.
- Heym, Georg: Das Werk. Frankfurt am Main 2005.
- Frye, Lawrence D.: Reconstructions: Kafka's Landarzt. Colloquia Germanica 16 (1983), page 321-336.

- Joyce, James: Stephen Hero. London 1944.
- Kafka, Franz: Das Urteil und andere Erzählungen. Berlin 1935. Nachdruck: Frankfurt am Main 1952.
- Lehmann, Johannes: Der Blick durch die Wand. Zur Geschichte des Theaterzuschauers und des Visuellen bei Diderot und Lessing. Freiburg im Breisgau 2000.
- Lenz, Siegfried: Über den Schmerz. München 2000.
- Lessing, Gotthold Ephraim: Laokoon: oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Paderborn 1962.
- Lorde, Audre: The cancer journals. London 1980.
- Meiger, Fik: Die Gladiatoren. Düsseldorf 2007.
- Morris, David B.: The culture of pain. Los Angeles 1991.
- Neumann, Gerhard: Schmerz-Erinnerung-Löschung. Die Aporien kultureller Memoria in Kafkas Texten. In: Borgard, Roland(ed.): Schmerz und Erinnerung. München 2003, page 173-
- Neumayr, Anton: Dichter und ihre Leiden. Rosseau, Schiller, Strindberg und Trakel im Brennpunkt der Medizin. Wien 2000.

- Pascual, Nieves (ed.): Wittnes to pain. Essays on the translation of pain into art. Bern 2005.
- Petzold, Hilarion G. and Ilse Orth (eds.): Poesie und Therapie. Über die Heilkraft der Sprache. Poesietherapie, Bibliothherapie, literarische Werkstätten. Bielefeld 2005.
- Pesoa, Fernando: Das Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalter Bernardo Soares. Frankfurt am Main 2006.
- Schneider, Reinhold (ed.): Schopenhauer Einleitung und Auswahl von Reinhold Schneider. Frankfurt am Main 1956.
- Smith, Adam: Theory of moral. Sentimenti. London 1759
- Sonntag, Susan: Illness as metaphor. London 1978.
- Schadewaldt, Wolfgang: Sophokles und das Leid. 3 ed. Potsdam 1947.
- Schuller, Friedrich: Medizinische Schriften.
- Wachsmith, Bruno: Der Arzt in der Dichtung unserer Zeit. Stuttgart 1939.
- Wagenbach, Klaus: Franz Kafka. In Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1964.
- Weigel, Sigrid: Homo dolens. Der Schmerz als bedeutungsgebendes Vermögen. In: Schmerz, Kunst und Wissenschaft. Ausstellungskatalog Berlin 2007, page 281-288.

Whitman, Walt: Man, poet, philosopher. Exhibition-Catalogue Washington 1955.  
Nachdruck 1969.

Whitman, Walt: Leaves of grass. Edited with an introduction and notes by Jerome  
Loving. London 1998.